

Der Sprachlosigkeit Stimme und Raum geben

Begleitung von Eltern eines autistischen und traumatisierten Mannes und dessen Pflgeteam im Rahmen eines Coachings zur Stärkung der elterlichen und professionellen Präsenz

Elisabeth Uschold-Meier

Zusammenfassung

Im Artikel wird aus unterschiedlichen Blickwinkeln der therapeutische Prozess beschrieben, in dem ein schwer traumatisierter autistischer Mann, seine Familie und das betreuende Team begleitet wird. Coach, Mutter und ein Teammitglied berichten aus ihrer Sicht von den Veränderungen, die sie erleben durften.

Einleitung

Während eines Workshops zum Thema „Pädagogische Präsenz und gewaltloser Widerstand“ im Rahmen der Fachtagung eines Autistischen Kompetenznetzwerkes sprach mich eine Teilnehmerin an und erzählte von ihrem Sohn O. mit autistischen Störungen, der als erwachsener Mann von fast 40 Jahren in extremem Maß selbst- und fremdaggessiv sei.

Frau X.: „Ich hatte bei einer Autismusfachtagung vom gewaltlosen Widerstand in der Erziehung gehört. Ich war hellhörig geworden, weil die Referentin offen von Gewalt gesprochen hatte, die zu unserem alltäglichen Leben gehört. Sie sprach von einem Konzept in der Erziehung, das auf jede Form von Gewalt, Entwertung, Unterwerfung verzichtet. Da ich in meiner Erziehung und meinem Leben die unterschiedlichsten Formen von Gewalt, Entwertung und Unterwerfung erfahren habe, war ich persönlich angesprochen.“

Im Laufe der nächsten Monate folgten einige Telefonate. Frau X. fragte an, ob ich mir vorstellen könne, mit ihr und ihrem Mann ein Elterncoaching durchzuführen. Später sollte daraus nach ihren Vorstellungen ein Teamcoaching erwachsen: Sie würde mit ihrem Mann, O.s Stiefvater, planen, ihren Sohn, der sich zu diesem Zeitpunkt noch in einer Einrichtung befand, wieder zu sich nach Hause zu holen. Er war aufgrund körperlicher und seelischer Misshandlungen in der Einrichtung schwer traumatisiert. Ihr Vorhaben war es, dass er sich zu Hause „erholen solle“, bis sie eine andere, geeignete Einrichtung für ihn finden würden.

Ich sicherte Frau X. meine prinzipielle Bereitschaft zu, machte jedoch deutlich, dass ich keine Fachfrau im Bereich Autismus sei. Das Fachwissen im Hinblick darauf würden sie als

Eltern beisteuern müssen. Mit dieser Klärung der Ausgangssituation war ein erster Schritt für ein „Coaching auf Augenhöhe“ mit einer Haltung des „geteilten Expertentums“ getan: Eltern und Coach handeln als Team, haben gemeinsame Ziele und bringen ihre jeweiligen Ressourcen und Kompetenzen ein. Dabei behalten alle ihre Verantwortung für das eigene Handeln in Bezug auf den Klienten.

Als angefragter Elterncoach sah ich mich vor einer großen Herausforderung, die mit vielen Fragen verbunden war, wie z. B.: Würde hier Elterncoaching möglich sein, so dass eine Veränderung im Verhalten von Eltern und ErzieherInnen eine Reduzierung des selbst- und fremdverletzenden Verhaltens nach sich ziehen würde? Deutlich war ich mir des hohen Maßes an Verantwortung bewusst, die ich durch eine Zusage für O. und seine Eltern, gegebenenfalls auch für ErzieherInnen übernehmen würde. Den Ausschlag gaben schließlich die Vorgespräche, in denen ich Frau X. als sehr beharrlich erlebte und in denen ich eine Ahnung von den Ressourcen bekam, die ihr innewohnten. Schließlich vertraute ich der Erfahrung, dass Klienten im Grunde selbst sehr gut wissen, was ihnen gut tut, was sie sich zutrauen können, bzw. darauf, durch das Coaching Entwicklungsschritte zu unterstützen, die es ermöglichen, „aus ihrer eigenen Kraft die eigenen Fähigkeiten auf bestmögliche Weise zu gebrauchen“ (Aarts 2002, S. 50).

Im Folgenden wird der Prozess der Zusammenarbeit beschrieben. Als Besonderheit wird dabei die Perspektive von Frau X. als Mutter und in der Rolle einer Art „Teamleiterin“ ebenso einbezogen wie die Perspektive eines Teammitglieds. Sie werden durch eingeschobene Zitate direkt zur Sprache kommen, um den Lesern ein höheres Maß an Nachvollziehbarkeit der Ereignisse und Perspektiven zu ermöglichen.

Erstes Zusammentreffen

Bei einem ersten Treffen im Haus der Familie wollte ich O. kennenlernen. Ich wollte ein Bild von der Familie und einigen beobachtbaren Interaktionsmustern machen und in Erfahrung bringen und erste Ideen entwickeln, welche Fähigkeiten und welche Entwicklungspotenziale O. haben könnte.

Als ich ankam, öffnete Frau X. mir die Tür und begrüßte mich mit den Worten: „Sie kommen genau richtig! O. hatte gerade einen aggressiven Anfall!“ Sie machte einen etwas aufgelösten Eindruck. Ich schluckte. Hatte ich mir doch schon im Vorfeld die Frage gestellt, wie ich wohl damit umgehen würde, sollte O. gewalttätig werden, und hatte bisher keine Antwort darauf gefunden. Schließlich handelte es sich um einen erwachsenen Mann mit entsprechenden Kräften. Ich wusste, dass er kaum sprechen kann und blind ist. Zu diesem Zeitpunkt konnte ich nicht einschätzen, was er verstehen und wie er reagieren würde.

Im Esszimmer saßen Herr X. am Esszimmertisch und O. neben dem Tisch auf dem Boden. Letzterer wirkte unruhig und schaukelte heftig hin und her. Zwischendurch gab er laute Geräusche von sich. Auf Nachfrage erfuhr ich, dass O. nicht mitgeteilt worden war, dass und weshalb jemand kommen würde.

In der **Erwärmungswärmpphase** (Leutz 1986, S. 95ff.) legte ich deshalb zunächst für alle Beteiligten verständlich dar, dass der Ausgangspunkt unseres Treffens das Anliegen der Eltern sei, das Zusammenleben innerhalb der Familie zu verbessern. Da O. im Raum war, achtete ich darauf, langsam, deutlich und in einfachen Sätzen zu sprechen. Ich modulierte meine Stimme in der Art, wie wir es im Allgemeinen tun, wenn wir mit ganz kleinen Kindern sprechen. In Anlehnung an die Vorgehensweise im Marte-Meo-Programm, *benannte* ich immer wieder, was O. gerade tat. Dadurch konnte O. sich *wahrgenommen* fühlen. Zudem spiegelte (Leutz 1986, S. 46ff.) ich sein Verhalten dadurch und strukturierte seine *Initiativen* (Aarts 2002, S. 128). Damit eröffnete ich ihm die Möglichkeit, sich zu reflektieren. Darüber hinaus hatte es den Effekt, dass O. nicht „außen vor blieb“, sondern in den Prozess des Geschehens mit einbezogen wurde.

Während die Eltern und ich um den Esstisch auf Stühlen saßen, war O. in geringem Abstand hinter der Mutter im Schneidersitz auf dem Boden. Seine Schaukelbewegungen wirkten abrupt und heftig, er schnäuzte sich immer wieder in die Hand und stieß zwischendurch laute, unartikulierte Schreie aus.

Bei Anschwellen der Lautstärke unterbrach ich das Gespräch jedes Mal und wartete, bis O. wieder ruhiger wurde. Schließlich entschied ich mich, die Mutter als Expertin für den Umgang mit dem autistischen Verhalten ihres Sohnes einzubeziehen. Ich fragte sie, woran sie bei O. ein Unwohlsein merken würde und wie sie zu erkennen glaube, dass er sich wohl fühlt. Ich achtete darauf, die Frage im Konjunktiv zu stellen, und verdeutlichte, dass es bei der Wahrnehmung der Mutter um eine Interpretation von O.s Verhalten ging, die für ihn stimmen könne oder eben nicht.

Frau X. meinte, dass sie Unwohlsein an lautem Schreien, Schnäuzen und unkoordinierten Schaukelbewegungen festmache, während sie leise Geräusche und harmonisches Schaukeln als Ausdruck von Wohlfühl interpretieren würde.

Ich benannte, dass O. sich demnach momentan unwohl zu fühlen schien. Ich beschrieb die Sitzpositionen, erläuterte, wie die drei Erwachsenen am Tisch eine Einheit bilden und wie O. allein in deutlich niedriger Position am Boden saß.

Daraufhin veränderte die Mutter ihre Position und ging neben O. in die Hocke. Als ich fragte, ob O. Körperkontakt ihrer Ansicht nach eher angenehm oder eher unangenehm empfinden würde, lächelte sie, sagte: „Angenehm.“ Und legte ihre Hand auf den Rücken ihres Sohnes. Ich lud sie ein, die Schaukelbewegungen mitzumachen. Nach und nach harmonisierten sich die Schaukelbewegungen der beiden. O. wirkte zunehmend ruhiger und entspannter.

Frau X. gelang es, einerseits auf somatischer Ebene mit O. in Kontakt zu kommen und „mitzuschwingen“, andererseits blieb sie mit mir in (Blick-)Kontakt, griff Anregungen und Impulse auf und setzte sie um. Im Prozess des Pacing beschrieb ich, was gerade passierte, was sichtbar war. So wurde ein Rapport von Körperhaltung und Bewegung aufgebaut. Angeleitet, imitierte die Mutter zunächst die Bewegungen ihres Sohnes und setzte durch langsam zunehmende harmonische Schaukelbewegungen Impulse, die er aufgriff und seinerseits nachahmte, was schließlich zu einer deutlichen Entspannung führte.

Die Atmosphäre im Raum veränderte sich spürbar. Die anfängliche Unruhe wich einer Stimmung, wie sie bisweilen beim Vorlesen einer Gute-Nacht-Geschichte am Bett eines Kleinkinds entsteht: ruhig, friedlich und harmonisch. O. wirkte zufrieden und „gesättigt“. Die Eltern zeigten sich emotional sehr berührt von der Veränderung, der Innigkeit, die zwischen Mutter und Sohn spürbar war und die auf alle im Raum übergriff. Nach einer Weile erhob O. sich und entschied sich, auf einem Sofa Platz zu nehmen, das sich zwar noch im Raum, jedoch einige Meter entfernt, außerhalb des Sichtkontakts, befand.

Durch diese Erfahrung erlebten die Eltern ganz unmittelbar Möglichkeiten, im Zusammensein mit O. zu handeln. Sie erfuhren, dass sie eben nicht hilflos sind, nicht nur re-agieren können, sondern dass sie durch eine Veränderung der eigenen Haltung aktiv dazu beitragen können, die Dinge besser werden zu lassen. So wurden sie in ihrer Entscheidung bestärkt, aktiv für eine positive Veränderung einzutreten. Ein Gefühl von Hoffnung und Zuversicht konnte Raum greifen.

Frau X.: „Der erste Termin war bei uns zu Hause. Uns fiel sofort auf, dass O. in diesem Gespräch von Anfang an ein gleichwertiger Gesprächspartner war und auch von Frau Uschold-Meier als ein solcher in das Gespräch eingebunden wurde. Auch wenn er zunächst nur als Zuhörer teilnahm. Auch für mich war es entlastend, dass O. persönlich angesprochen wurde. Sonst erlebe ich es immer, dass Personen mich ansprechen, wenn sie meinen Sohn meinen, selbst wenn er daneben sitzt. Damit wird O. in der Kommunikation übergangen. Frau Uschold-Meier hat sich nicht davon irritieren lassen, dass O. auf Fragen nicht direkt geantwortet hat. Sondern sie blieb bei ihrem Prozess und hat O. immer wieder durch erneutes Ansprechen in das aktuelle Geschehen mit eingebunden.“

Bei der anamnestischen Erhebung beschrieben beide Partner die **Erziehungsstile der Herkunftsfamilie** wie folgt: Frau X. hatte ihren Vater als „mental nicht anwesend“ erlebt. Er habe unter Depressionen gelitten. Auch ihre Mutter sei depressiv gewesen und habe sich vermutlich aufgrund einer als mangelhaft erlebten Paarbeziehung auf sie als einzige Tochter „gestürzt“. Sie sei deren „einziger Lebensinhalt“ gewesen. Dementsprechend sei ihre Mutter sehr überbehütend im Umgang mit ihr gewesen, und sie habe sich im Kontakt mit ihr gefühlt, „als würde ihr die Luft abgedrückt“.

Herrn X.s Erziehung sei von einem autoritären Erziehungsstil geprägt gewesen. Die Atmosphäre zu Hause sei wenig liebevoll gewesen. Als Kind habe er auf vieles verzichten müssen. Beide Partner geben an, dass sie darum bemüht seien, sich in ihrer **eigenen Erziehungshaltung** von dem Erziehungsverhalten ihrer Eltern abzugrenzen.

Frau X. erklärte, dass sie O. vor allem Halt und Sicherheit vermitteln möchte, so dass er trotz seiner schweren Behinderung in sein „Leben finden kann“. Herr X. legte Wert darauf, dass bei O. trotz heftiger Kämpfe, die sie immer wieder miteinander (gehabt) hätten, das Gefühl entstanden sei, dass dieser sich von ihm gesehen und wahrgenommen fühle.

Auf die Frage, wie die Eltern jeweils die **Zusammenarbeit als Team** in der Erziehung O.s bewerten, gibt die Mutter bei einer Skalierungsfrage (eins für „besonders schlecht“ und zehn für „besonders gut“) ihre Zufriedenheit diesbezüglich mit dem Wert „sechs“ an, der Stiefvater mit „sieben“. Die **Zufriedenheit in der Partnerschaft** bewertet der Ehemann mit „acht“, die Frau mit „sechs“.

Auf die Frage nach dem **sozialen Netzwerk** geben beide Ehepartner an, dass sie seit Jahren sehr isoliert leben würden. Die Verwandten der Mutter seien verstorben, wie auch der leibliche Vater und die Eltern des Ehemanns. Einen Freundes- und Bekanntenkreis gebe es nicht, da man laut Aussage des Stiefvaters „mit so einem Kind keinen Bekanntenkreis“ habe, sondern nur Leute wie ich kommen würden, „die man bezahlen müsse“.

Während der Befragung zeigte O. unterschiedliche Reaktionen. So wurde er beispielsweise, wenn es um Themen auf der Eltern- oder gar auf der Paarebene ging, unruhig.

Davon ausgehend schlug ich vor, die folgenden Sitzungen in meine Praxis zu verlegen, da es zunächst Themen zu bearbeiten galt, die auf der Eltern- und auf der Paarebene lagen.

Frau X.: „Im Verlauf des Gesprächs wurde dann immer deutlicher, dass es auch um die Aggressionen und die Konfliktlösungsstrategien von mir und meinem Mann ging. Als dieses Thema immer mehr zum Inhalt des Gesprächs wurde, ist O. aufgestanden und in sein Zim-

mer gegangen. Ich fühlte mich für sein Verlassen unserer Gesprächsrunde verantwortlich und äußerte mein Bedauern darüber. Frau Uschold-Meier sagte: „Es gibt Dinge zwischen den Eltern zu klären, die betreffen die Kinder nicht und gehen sie auch nichts an, und O. scheint dafür ein gutes Gespür zu haben.“

Das Elterncoaching

Im Prozess des Elterncoachings lag der Fokus auf dem Umgang mit Grenzen und auf dem Bereich der achtsamen Wahrnehmung und der Kommunikation auf allen Ebenen.

Frau X.: „Ich erinnere mich noch genau an eine zentrale Frage von Frau Uschold-Meier am Anfang unseres Elterncoachings: „Das, was sie vorhaben, ist kein Spaziergang, es wird ein langer und steiniger Weg werden. Wollen Sie das wirklich auf sich nehmen?“ Ich hatte also die Wahl, mich zu entscheiden.“

Eskalation und Deeskalation

Da die selbst- und fremdverletzenden Verhaltensweisen O.s das familiäre Zusammenleben stark bestimmten, beschäftigten wir uns in einem ersten Schritt mit Prinzipien der Deeskalation: vieles und unklare Reden und ein Sich-Hineinziehen-Lassen in Eskalationen sollte einer klaren, aktiven Beziehungsgestaltung durch die Eltern weichen. Situationen waren in der Vergangenheit offenbar immer dann relativ zuverlässig eskaliert, wenn die Eltern entweder zu viel oder aber gar nicht mit O. gesprochen hatten. Speziell im Kommunikationsverhalten der Mutter kam es häufig zu Vermischungen in der Form, dass es ihr schwerfiel, die eigenen Befindlichkeiten und die ihres Sohnes klar voneinander zu trennen. Dieses Verhalten hatte in der Regel zur Folge, dass O. zunehmend unruhig wurde, bis er sich schließlich Spannungsabfuhr durch gewalttätige Ausbrüche verschaffte.

Die Eltern hatten es mehr und mehr vermieden, sich mit ihrem Sohn in der Öffentlichkeit zu zeigen. Als Beispiel nannten sie den Spaziergang im Dorf. Ihr Sohn hatte sich dabei öfter auf den Boden geworfen, getobt und laut geschrien. In der Vergangenheit war dies häufig dermaßen eskaliert, dass sie den Spaziergang abgebrochen hatten.

Die Szene wurde mit dem Fokus auf Verhaltensmodifikation ausführlich durchgespielt. Dabei wurden konkrete Handlungsschritte erarbeitet und verankert.

Als O. sich wenige Tage später während eines Spaziergangs auf den Boden warf, teilten ihm die Eltern mit ruhiger Stimme mit: „Dein Verhalten gefällt uns nicht. Wir möchten, dass du aufstehst. Wir gehen weiter und werden vorne ein Weilchen auf dich warten. Du entschei-

dest, ob du liegen bleiben oder mit uns spazieren gehen möchtest.“ Die Eltern gingen ein paar Meter weiter. O. stand fast unmittelbar auf, ging auf die Eltern zu. Der Spaziergang wurde entspannt fortgesetzt, „als wenn nichts gewesen wäre“.

Für die Eltern war dies ein erstes Aha-Erlebnis. Sie fühlten sich plötzlich nicht mehr hilflos, sondern handlungsfähig. Das Erleben, dass sie O. eben nicht ausgeliefert waren, sondern dass sie Einfluss nehmen können, hatte die Schwere, die in der Vergangenheit mit einem Spaziergang verknüpft war, plötzlich in eine für sie schier unglaubliche Leichtigkeit verwandelt. Eine weitere Erkenntnis, die sie aus dieser Erfahrung gewonnen hatten, war, dass O. offenbar ziemlich viel verstehen könne.

Protest

In diesem Wissen schrieben die Eltern ihrem Sohn eine **Ankündigung** (Schlippe, Grabbe 2007, nach Ollefs, S. 69). Sie legten ihm darin ihre Bereitschaft zu Veränderung dar. Schriftlich hielten sie fest, was sie von sich selbst erwarteten und wogegen sie protestierten. Sie machten deutlich, dass sie aggressives und autoaggressives Verhalten künftig nicht mehr hinnehmen würden. Auch benannten sie darin erstmals die von ihrem Sohn erlittenen Misshandlungen und versicherten ihm ihr Mitgefühl. Sie teilten auch ihren eigenen Schmerz darüber mit ihm. Sie entwickelten ein Zielszenarium, wie Leichtigkeit, Freude und positives Miteinander in ihrer Familie Einzug halten würden.

Standing – Selbstkontrolle

In verschiedenen Sitzungen lenkten wir den Blick darauf, welche „Trigger“ es waren, die den Eltern Klarheit und Grenzsetzung in der Vergangenheit erschwert hatten. Während die Mutter aufgrund ihrer Position in der Herkunftsfamilie zu Scham und Selbstzweifel neigte, merkte der Vater, dass O.s Verhalten bei ihm eher Wut und Ärger auslöste. Beide hatten wenig gelernt, eigene Bedürfnisse wahrzunehmen und die Verantwortung für das eigene Wohlbefinden zu übernehmen.

Psychodramatisch unternahmen wir immer wieder Ausflüge in die Vergangenheit der eigenen Kindheit. Auf diese Weise gelang es beiden Elternteilen im Laufe der Zeit, die Indikatoren immer deutlicher wahrzunehmen, die dazu führten, dass Gefühle wie Hilflosigkeit und Ohnmacht sie überschwemmten. Schritt für Schritte begann jedeR, eine neue Achtsamkeit für sich zu entwickeln und für sich und das eigene Wohlbefinden selbst Sorge zu tragen.

Frau X.: „Mir wurde klar, dass ich schnell in das alte Muster rutsche, das lautet: Aggressionen haben die anderen, ich nicht. Gelernt habe ich dies in meiner Herkunftsfamilie, in der es ein

großer Wert war, Konfliktgefühle wie Wut, Angst und Trauer gut unter Verschluss zu halten. O. ist da anders. Er zeigt seinen Ärger, seine Unzufriedenheit und Spannung unzensiert und offen. Dies bringt mich zu Hause und vor allem in der Öffentlichkeit in Kontakt mit Schuld und Scham. Schuldig fühle ich mich, dass es mir nicht gelungen ist, meinen Sohn besser zu erziehen. Ich schäme mich schnell für sein nicht angemessenes Verhalten. In diesem Gefühl der Schuld und Scham bin ich nicht stark und will mich zurückziehen. So kann ich O. in der Situation, in der er dringend Begleitung braucht, weil er mit sich allein nicht klar kommt, nicht zur Seite stehen. Ich muss mir verdeutlichen: Ich bin nicht verantwortlich dafür, wie O. sich verhält. Ich bin jedoch verantwortlich dafür, dass O. in dieser Situation, in der er Unterstützung braucht, nicht allein gelassen wird. Es geht um die klare Botschaft: Ich mag dich und bleibe in Beziehung; dein Verhalten jedoch akzeptiere ich nicht.“

Unterstützung im Elternteam

Die zunehmende Achtung und Wertschätzung sich selbst gegenüber zog naturgemäß positive Veränderungen auf der Paar- und auf der Elternebene nach sich. Wichtiges Thema waren hier darüber hinaus u. a. die **Rollen von Mutter und Stiefvater**. Die Partner hatten sich kennengelernt, als O. zwanzig Jahre alt war, die Heirat war eineinhalb Jahre vor Beratungsbeginn erfolgt. Obgleich Herr X. sich immer um eine Beziehung zu O. bemüht hatte, erlebte seine Frau die Beziehung zwischen ihrem Mann und ihrem Sohn als problematisch. Latent war immer das Gefühl da, dass „mein Mann O. nicht wirklich um seiner selbst willen mag“. Eine wesentliche Rolle spielten in diesem Zusammenhang auch die nicht mehr präsenten Kinder des Ehemanns aus erster Ehe. Methodisch kamen hier u. a. das **Soziogramm** (Leutz 1986, S. 7ff.) und das **Lebensflussmodell** nach Peter Nemetschek (Nemetschek et al. 2000, S. 126) zum Einsatz.

Auf der Paarebene lag der Fokus ebenfalls darauf, Vermischungen wahrzunehmen und sie aufzulösen. Die Kommunikationsstrukturen, wie sie sich in den Sitzungen zeigten, waren Übungsgrundlage für die Einführung alternativer Kommunikationsformen. Die Partner wurden ermutigt und angeleitet, das Wagnis einzugehen, sich einander in ihren Gefühlen und Bedürfnissen zuzumuten. Auf diese Weise begannen sie, Verantwortung für sich selbst, die eigenen Bedürfnisse und eigenen Handlungsweisen zu übernehmen. Psychodramatische Rückblenden auf Beziehungsmuster, die ihren Ursprung in den Kernfamilien hatten, halfen auch hier, diese zugunsten klarer und wertschätzender Kommunikation aufzulösen.

Frau X.: „Beim nächsten Treffen ging es um die Fragen: Wie sind unsere Konfliktlösungsstrategien als Paar? Wie gehe ich um mit direkter und indirekter Aggression und Gewalt, wenn ich dieser ausgesetzt bin, oder wenn ich sie selber habe? Konfliktbereitschaft war auch für uns als Paar eine Lernaufgabe. Denn wir handelten nach alten Glaubenssätzen, die

da lauten: ‚Der Klügere gibt nach‘, ‚Reden ist Silber, Schweigen ist Gold‘. Doch wie bekomme ich Boden unter die Füße, um standzuhalten? Ich schweige, wo es notwendig ist, klare Worte zu sprechen. Ich ziehe mich innerlich zurück. Wie finde ich die richtigen Worte, die nicht verletzen?“

Positive Beziehungsgestaltung

Aufgrund der körperlichen Beeinträchtigung O.s wurde besonderes Augenmerk auf nonverbale Kommunikation gelegt, die neben Körperkontakt Töne, Geräusche, Lautmalereien und Stimmmodulation einschloss. Die positiven Kontaktangebote wurden deutlich verstärkt, indem die Eltern mehr und klarer mit O. kommunizierten. Sie bemühten sich um eine klare Differenzierung eigener Befindlichkeiten und Wahrnehmungen. O.s Initiativen wurden benannt und Interpretationsmöglichkeiten angeboten.

„Ich sehe, du stehst auf und suchst etwas auf dem Tisch. Ich frage mich, ob du nach etwas zu trinken oder nach etwas zu essen suchst.“

Die Eltern lernten, O. deutlicher wahrzunehmen, hatten ihn mehr in positiver Weise im Blick. Sie stellten Fragen und boten O. Entscheidungsmöglichkeiten. Auf diese Weise gelang es, dass positive gemeinsame Erlebnisse und Erfahrungen mehr und mehr überhandgewannen. Bereits nach kurzer Zeit hatte dies eine deutliche Reduzierung gewalttätigen Verhaltens zur Folge. Aufgrund der Wirksamkeit der Kommunikation gewannen die Eltern und mutmaßlich auch O. mehr und mehr Zutrauen in die eigenen Fähigkeiten. Dem Bedürfnis nach Autonomie trugen die Eltern Rechnung, indem sie O. Entscheidungsmöglichkeiten gaben, wo immer dies möglich war. Im Gegenzug setzten sie nun Grenzen, wenn sie es für richtig hielten. Als wesentlich für die Akzeptanz einer Grenzsetzung erwies sich das Anbieten von Alternativen in positiven Aussagen. Also nicht: *„Nein, du bekommst jetzt keinen Joghurt.“* Sondern: *„Ich sehe, du möchtest gem Joghurt. Ich decke eben den Tisch, dann kannst du einen Joghurt haben. Möchtest du lieber Kirschjoghurt oder Heidelbeere?“*

Die aktive Beziehungsgestaltung durch die Eltern trug zu einer Strukturierung und Differenzierung auf der Beziehungsebene bei und führte bei allen Beteiligten zu einer deutlichen Entspannung. Spielerisches und Leichtes im Umgang konnte wieder Raum gewinnen.

Teamcoaching

Im Rahmen der Fragestellung nach einem **Unterstützersystem**, das bisher de facto nicht bestanden hatte, hatten die Eltern sich auf die Suche nach Alternativen gemacht. Sie holten sich ein Team von Unterstützern in ihr Haus, das aus fünf StudentInnen des Sozialwesens

oder der Psychologie bestand, die ihr Studium fast beendet oder gerade abgeschlossen hatten, und einem älteren Lehrer aus den Osteuropa. Diese wechselten sich in der Betreuung O.s quasi im Schichtdienst rund um die Uhr ab.

Die Besonderheit der Teamsituation war die Doppelfunktion der Eltern als Eltern und Arbeitgeber in einem. Damit allen die Teilnahme möglich war, fanden die Teamsitzungen im Haus der Familie statt. Dies implizierte die Anwesenheit O.s. Er konnte dem Geschehen jederzeit folgen, wenn er das wollte. Im Verlauf nahm er sogar an den Sitzungen teil. Dieses Setting stellte deshalb eine besondere Herausforderung dar. Es machte Interventionen auf verschiedenen Ebenen notwendig und erforderte ein hohes Maß an Klarheit und Transparenz in Leitung und Durchführung der Sitzungen.

Beim ersten Zusammentreffen des Teams saßen alle TeilnehmerInnen im Esszimmer, während sich O. im ersten Stockwerk aufhielt und äußerst unruhig war. Auf die Eingangsfrage, welche Informationen O. über unsere Zusammenkunft hatte, stellte sich heraus, dass niemand daran gedacht hatte, mit ihm darüber zu sprechen, dass und weshalb sich auf einmal so viele Menschen im Haus versammeln würden. Die erste Intervention bestand darin, gemeinsam zu überlegen, welches Bedürfnis hinter O.s Verhalten liegt, und eine geeignete Maßnahme zu erarbeiten. Im Ergebnis begab sich die Mutter zu O. und teilte ihm mit, dass alle Betreuungspersonen sich nun regelmäßig treffen würden, um gemeinsam herauszufinden, was er brauche und was jedeR beitragen könne, um ihn zu unterstützen. O. reagierte spürbar entspannt. Später setzte er sich im Nebenraum auf das Sofa, um zuzuhören.

Da auch den Teammitgliedern das Setting nicht ganz klar war, waren nach einer Vorstellungsrunde zunächst **strukturierende Maßnahmen** notwendig: Die Sitzungen sollten in einem zeitlichen Rahmen von etwa neunzig Minuten vierwöchentlich stattfinden. Geplant war ein Zeitraum von etwa einem halben Jahr bis zu dem Zeitpunkt, an dem O. Aufnahme in einer geeigneten Einrichtung finden würde.

Inhaltlich sollten sie ein Forum für den Austausch untereinander bieten, da die einzelnen Teammitglieder einander, wenn überhaupt, lediglich zur Schichtübergabe kurz zu Gesicht bekamen. Ziel und Wunsch der TeilnehmerInnen war es, gemeinsame Regeln und eine verbindliche Tagesstruktur zu erarbeiten. Den Eltern war es aufgrund ihrer eigenen positiven Erfahrungen ein Herzensanliegen, dass die Prinzipien pädagogischer Präsenz die Grundlage des Handlungskonzepts des Teams bilden. In einem ersten Schritt arbeiteten wir mit dem Körbmodell nach Greene (Schlippe, Grabbe 2007, nach Ollefs, S. 61).

*Tim Oberhauser, der musiktherapeutisch mit O. arbeitet, erlebte dies wie folgt:
„In der ersten Sitzung wurde nach einer Vorstellungsrunde diskutiert, welche von O.s Ver-*

haltensweisen auf keinen Fall akzeptabel sind und wie es den Einzelnen damit geht. Wir waren uns einig, dass dies selbst- und fremdaggressives Verhalten ist. Ich empfand es als sehr hilfreich und regelrecht entlastend, zu hören, dass die anderen MitarbeiterInnen im Umgang mit O. ähnliche Erfahrungen machten und ähnliche Unsicherheiten durchlebten wie ich. Noch nützlicher war die Tatsache, dass wir gemeinsam Handlungsstrategien erarbeiteten, die sich als erfolgreich erwiesen. Im Verlauf der folgenden Sitzungen einigten wir uns auf vier Säulen, die die Grundlage unserer Arbeit bilden sollten:

1. Kommunikation: Wir beobachten und beschreiben das Verhalten von O., um es ihm bewusst zu machen und zu erfahren, ob wir das Verhalten von O. richtig deuten. Beim Sprechen soll darauf geachtet werden, einfache Worte und Sätze zu verwenden und ruhig zu sprechen. Ebenso benennen wir eigene Handlungen und Befindlichkeiten. So kündigen wir beispielsweise das Aufnehmen von Körperkontakt an, um O. nicht zu erschrecken.

2. Tempo reduzieren: Wir handeln langsam und mit Bedacht und bestimmen das Tempo dadurch selbst. So verhindern wir Eskalationen.

3. Grenzsetzung: Wir setzen O. klare Grenzen und muten ihm zu, dass er diese auch versteht und bei Missachtung die Konsequenzen tragen kann. Dazu gehört auch, dass man ihm ein Nein zumutet, das unerwünschtes Verhalten benennt, der Situation Aufmerksamkeit entzieht, später ein positives Kontaktangebot macht.

4. Autonomie: Soweit wie möglich wollen wir O. Entscheidungsmöglichkeiten eröffnen, indem wir beispielsweise bei der Getränkewahl immer zwei Getränke zur Wahl anbieten. Als wesentlich erwies sich, Entscheidungsspielraum anzubieten, ihn jedoch auf wenige Möglichkeiten zu beschränken, da er sich andernfalls überfordert zeigte. Also: ‚Möchtest du Wasser oder Saft?‘

Diese Handlungsstrategien in Form dieser vier Säulen brachten allen Teammitgliedern mehr Handlungssicherheit, nicht zuletzt durch den Austausch untereinander, der zu diesen vier Säulen führte. Wir erkannten immer mehr, dass in jedem Verhalten von O. Sinn steckt.

O. hat einigen Teamsitzungen beigewohnt. Seine Reaktionen auf das Gesagte oder Beschlossene bestätigten oder widerlegten die Richtigkeit unserer Annahmen.

Beim ersten Teamtreffen wurde eingeräumt, dass Fortschritte, aber auch Rückschläge möglich sind, was das Verhalten von O. anbelangt. Allerdings würde ich sagen, dass man von Teamtreffen zu Teamtreffen nur Fortschritte vermelden konnte. Diese vermehrte Handlungssicherheit, die sich von Sitzung zu Sitzung steigerte, führte zu mehr Verständnis von O.s Bedürfnissen.“

Der Aufbau der Teamsitzungen orientierte sich am Setting des Psychodramas. In einer **Warming-up**-Phase (Leutz 1986, S. 95ff.) wurden neben den Erfahrungen und Wünschen der TeilnehmerInnen auch Veränderungen evaluiert. Waren sie eher zum Besseren oder eher zum Schlechteren? Wie waren die Erfahrungen mit den Impulsen aus der vorherigen Sitzung?

In einem zweiten Schritt folgte die **Interaktionsphase** (ebd. S. 96ff.). Die MitarbeiterInnen brachten Gegebenheiten ein, die zunächst im Ist-Zustand durchgespielt wurden, um dann in einem nächsten Schritt verschiedene Perspektiven einzunehmen und alternative Lösungen zu erarbeiten. Um Impulse zu setzen und andere Sichtweisen zu ermöglichen, wurden Doppeln, Spiegeln und Rollentausch (Ritscher 1996, S. 290ff.) sowie Skalierungsfragen und zirkuläre Fragen eingesetzt.

Teilweise fanden die Sitzungen in vivo statt, da O. bisweilen daran teilnahm. Während er sich zunächst im offenen Nebenraum aufhielt, ließ er sich im weiteren Verlauf zunächst zu meiner Linken auf dem Boden nieder, um sich später auf einen Stuhl zu setzen. In diesen Situationen fungierte ich für die Teammitglieder als Modell, indem ich gelingende Interaktion einerseits beschrieb und parallel dazu demonstrierte. Die Kommunikation erfolgte nach den *Marte-Meo-Prinzipien* mit und über O. So konnten die TeilnehmerInnen erleben, welche Art der Kommunikation förderlich ist und wie Kontakt angeboten werden kann.

O. saß links neben mir auf dem Boden. Ich sprach über seine mögliche Befindlichkeit und darüber, wie er unterstützt werden kann. Meine Vermutung war, dass O. Kontakt wollte, dass er „dabei sein“ wollte. Ich ließ deshalb meinen linken Arm locker hängen. Kurz darauf griff O. nach meiner Hand. Hand in Hand saßen wir nun da, während ich weitersprach.

In einer **Integrationsphase** erfolgten **Sharings** (ebd., S. 287) auf unterschiedlichen Ebenen: Wenn O. anwesend war, forderte ich die Teammitglieder zu einem Sharing für ihn auf. Wenn ein Teammitglied eine für sich besonders schwierige Situation beschrieben hatte, teilten die anderen ähnliche Erfahrungen mit ihm. Die Eltern, die emotional oft auf einer sehr viel tieferen Ebene berührt worden waren, weil sie auch innerhalb der Teamsitzungen bisweilen auf „alte Geschichten“ stießen, erhielten ein Sharing auf gleicher Ebene von den Teammitgliedern.

In einem vierten Schritt wurde in einer **Prozessanalyse** zusammengefasst, welche Erkenntnisse in der Sitzung gewonnen worden waren und welche Impulse sich daraus für die weitere Beziehungsgestaltung ergeben. Als Abschluss standen Verankerung und Umsetzung in konkrete Handlungsschritte.

Auf der Grundlage „einfühlenden Verstehens“ nach Farrelly waren Humor, Reframing und Metaphernarbeit wesentliche Elemente, um Vertrauen und Zutrauen in die eigenen Fähigkeiten aufzubauen.

Resümee

Ritscher (S. 24ff.) versteht Supervision als Inszenierung einer eigenen Wirklichkeit. Als eigenen Kontext, in dem auf einer gemeinsamen Grundlage an Erfahrungen, Verhaltensweisen, Gedanken, Gefühlen und Fantasien unter der Leitung eines Regisseurs Veränderungs- bzw. Nichtveränderungsmöglichkeiten erkundet werden. In einem Supervisionsprozess werden auch (persönliche) Muster und Strukturen deutlich gemacht, erkundet, gestaltet und verändert.

Wie Bateson feststellte, ist ein System immer „übersummativ“, mehr als die Summe seiner einzelnen Teile. Wirksamkeit wird erzielt, wenn eine Verbindung durch das *Tele*¹⁾, verstanden als gegenseitiger Prozess der Einfühlung, auf einer dritten, transpersonalen Ebene zustandekommt. Im vorliegenden Prozess ist dies gelungen. Es wurde ein Austausch zwischen professioneller Kompetenz und der Eigenkompetenz auch eines autistischen Klienten hergestellt. Beeindruckend war es, die Berührung zu erleben, die Veränderungen in einem Ausmaß möglich machten, die zu Beginn schier unmöglich erschienen waren.

Das Thema schlechthin, das sich auf allen Ebenen durchzog bis hin zum ungewöhnlichen Setting in der Supervisionsgruppe, war „Grenzen“. Vielleicht könnte man autistischen Rückzug letztlich auch als eine Art „Notbremse“, als eine extreme Form von Abgrenzung von der Umgebung betrachten.

„Der Sprachlosigkeit Raum und Stimme (zu) geben“ gelang durch einfühlerndes Verstehen und das Benennen des Wahrnehmbaren. Auf diese Weise konnten für O. und seine Eltern neue Räume im Austausch mit anderen eröffnet werden. Andererseits führte diese Form des Umgangs nahezu zwangsläufig zu einer Achtung der Grenzen seines „personal space“, den er – wie jeder andere Mensch auch – für sich beansprucht. Wie wir wissen, ist die Möglichkeit, sein Leben so weit wie möglich autonom zu gestalten, ein wesentlicher Faktor für seelische Gesundheit. Die verschiedenen Formen von Grenzsetzung waren für O. insofern unterstützend, als sie es ihm ermöglichten, ein Gefühl für eigene und fremde Bedürfnisse und Räume zu entwickeln.

1) ‚Tele‘ ist ein Begriff aus dem Psychodrama und beschreibt den Prozess gelingender gegenseitiger Einfühlung.

Tim Oberhauser: „O. ist im Vergleich zu der Zeit, als er aus der Einrichtung kam, wesentlich ruhiger. Er zeigt viel weniger Zwangshandlungen und stereotype Verhaltensweisen. Im Kontakt ist er offener und wesentlich ausdauernder. Zu Beginn waren unsere musikalischen Interaktionen nur mit ständigen Unterbrechungen möglich. Mittlerweile stehen wir über 60 bis 90 Minuten in positiver, interessierter Interaktion. O. kann außerdem mit dem Aufschieben seiner Bedürfnisse besser umgehen und ist offener für neue Impulse.“

Was mich betrifft, ist es so, dass ich im Umgang mit O. immer sicherer wurde. Die Rücksprache bei den Teamsitzungen mit den anderen Mitarbeitern, den Eltern und dem Coach verhalfen zu mehr Handlungssicherheit. Insgesamt habe ich unglaublich viel in den Bereichen Aufmerksamkeit und Wahrnehmung, aber auch im Vertrauen in das eigene Handeln zur musiktherapeutischen Förderung von Interaktion gelernt.“

Als Coach waren es die Momente im Kontakt mit O. selbst, die eine große Herausforderung für mich dargestellt und zunächst Unsicherheit in mir ausgelöst hatten. Durch Achtsamkeit, „zugewandte Wahrnehmung“ (Bauer 2008, S. 55), ein Mich-„Einschwingen“ auf die Empfindungen O.'s (Casparly nach Bauer 2006, S. 39) konnte ich Resonanz vermitteln. Ich merkte, wie er diese Kontaktangebote wahrnahm und darauf reagierte. Rückblickend denke ich, dass – wie in allen menschlichen Kontakten – schon die allererste Begegnung Weichen stellend war. Von Anfang an konnte O. sich durch wiederholtes und gegebenenfalls revidierendes Benennen seiner Initiativen wahr- und ernst genommen fühlen. Nicht allein, dass er spürte, dass etwas Neues beginnen sollte, er konnte immer wieder merken, dass es um ihn und seine Bedürfnisse ging, selbst wenn einzelne seiner Verhaltensweisen nicht auf Akzeptanz stießen.

Während einer Teamsitzung beschrieb Frau X., wie O. einige Nächte vorher unruhig und laut gewesen sei, so dass sie nicht habe schlafen können. Als wir die Situation analysierten brach sie im Verlauf in Tränen aus. Ich spürte, wie O., der links neben mir saß, zunehmend unruhig wurde. Daraufhin benannte ich dieses Verhalten und interviewte Frau X. wegen ihres Weinens: „Frau X., ich habe den Eindruck, dass O. unruhig wird. Manchmal passiert es, dass Kinder sich schuldig fühlen, wenn die Mama weint. Ist das so, weinen Sie, weil O. etwas falsch gemacht hat?“ Als Frau X. im Interview erklären konnte, dass ihr die Tränen gekommen seien, weil sie etwas von sich verstanden habe, das sie sehr berühre, wurde O. fast unmittelbar ruhiger und entspannter.

O.s intermittierende Teilnahme an den Teamsitzungen ließ sein Interesse am Coachingprozess vermuten. Sie und die Doppelrolle, in der die Eltern sich befanden, erforderte ein hohes Maß an Rollenflexibilität (Leutz 1986, S. 138) und Fähigkeit zu Selbst- und Prozessreflexion seitens des Coach.

Die Begegnung mit O., seinen Eltern und die Arbeit mit dem Team hat mich sehr berührt. „Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar“ lernt der kleine Prinz bei de Saint-Éxupéry (1956, S. 72). Das ist es, was auch ich letztlich gelernt habe im Verlauf dieses Prozesses. Deshalb fällt es mir schwer Worte dafür zu finden, welchen Einfluss der Weg, den ich mit diesen Menschen gegangen bin, auf mein Tun als Coach gehabt hat. Ich möchte sagen, dass er mich dem Wesentlichen ein Stück näher gebracht hat.

Dass so tiefgreifende Veränderungen sowohl in der Haltung der Eltern dadurch auch im Verhalten O.s möglich wurden, ist einem hohen Maß an Achtsamkeit aller Beteiligten und ihrer Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung für das eigene Handeln zuzuschreiben. Dieses Erleben hat wohl alle, die daran teilnehmen durften, ergriffen.

Herr X: „Was für mich in dem ganzen Prozess am allerwesentlichsten war, ist, dass ich die Liebe zu meinem Sohn entdeckt habe.“

Literatur

- Aarts, M. (2002). *Marte Meo – Ein Handbuch*. EE Harderwijk: Aarts Productions.
- Bateson, G. (1985). *Ökologie des Geistes: Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bauer, J., (2008). *Lob der Schule*. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Caspary, R. [Hrsg.] (2006). *Lernen und Gehirn*. Freiburg im Breisgau: Herder.
- Farrelly, F., Brandsma, J. M., (1986). *Provokative Therapie*. Heidelberg, New York: Springer.
- Leutz, G. (1986). *Psychodrama – Theorie und Praxis*. Berlin, Heidelberg, New York: Springer.
- Nemetschek, P., Holtz, K. L., Mrochen, S., Trenkle, B. (2000). *Neugierig aufs Großwerden – Praxis der Hypnotherapie mit Kindern und Jugendlichen*. Heidelberg: Carl-Auer.
- Ritscher, W. (1996). *Systemisch-psychodramatische Supervision in der psycho-sozialen Anwendung*. Eschborn: Verlag Dieter Klotz.
- Saint-Exupéry de, A. (1956). *Der kleine Prinz*. Düsseldorf: Karl Rauch Verlag.
- von Schlippe, A., Grabbe, M. (2007). *Werkstattbuch Elterncoaching. Elterliche Präsenz und gewaltloser Widerstand in der Praxis*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Elisabeth Uschold-Meier, Jahrgang 1961, drei Kinder, Diplom-Pädagogin, Psychodramatikerin DFP/DAGG; Urheberin und Mitbegründerin der Studentischen Kinderkrippe und des Familienzentrums in Würzburg; dreijährige Tätigkeit in der Suchtabteilung eines Bezirkskrankenhauses, seit 1991 Fachdienst, Erziehungsleitung und Heimleitung in der Jugendhilfe, seit 2007 zudem tätig in der Fortbildung und in eigener Praxis.

E-Mail: praxis@uschold-meier.de